

# Die andere Fakultät

Theorie | Geschichte | Gesellschaft

Herausgegeben von  
Florian Mildenberger

Männerschwarm Verlag  
Hamburg 2015

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet die Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte  
bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Florian Mildenerger (Hg.):  
Die andere Fakultät  
Theorie | Geschichte | Gesellschaft

© Männerschwarm Verlag GmbH, Hamburg 2015

Umschlaggestaltung: Carsten Kudlik, Bremen,  
unter Verwendung einer Zeichnung von Hannes Steinert

Druck: SoWa Sp. z o.o., Polen  
1. Auflage 2015  
ISBN der Print-Ausgabe: 978-3-86300-057-8  
ISBN der Ebook-Ausgabe: 978-3-86300-208-4

Männerschwarm Verlag GmbH  
Frankenstraße 29 - 20097 Hamburg  
[www.maennerschwarm.de](http://www.maennerschwarm.de)

# Inhalt

<i>Florian Mildenerger</i> : Vorwort	7
<b>Theorie</b>	
<i>Thorsten Benkel</i> : Momente der Erlebniszauberung oder: Der Beziehungsstatus zwischen Soziologie und Sexualität ist kompliziert	12
<i>Heinz-Jürgen Vofß</i> : «Die Lust am Kind» und «Kein Täter werden». Bausteine für eine gesellschaftliche und forschungsethische Debatte	28
<i>Lorenz Böllinger</i> : Sexualität und Destruktivität. Normierungen	40
<i>Martina F. Biebert &amp; Michael T. Schetsche</i> : Geisterspiele. Homosexualität im Profifußball als kulturelles Abjekt	56
<i>Joachim Bartholomae</i> : «So machen das die Homos». Schwules Leben in der Literatur	77
<b>Geschichte</b>	
<i>Volkmar Sigusch</i> : «Das Eis ist gebrochen». Karl Heinrich Ulrichs als Vorkämpfer der Homosexuellen	99
<i>Marita Keilson-Lauritz</i> : Vom Schicksal des pädagogischen Eros oder: Das Dilemma der Emanzipation	122
<i>Manfred Herzer</i> : Bekenntnisse des Hochstaplers Marcel Herckmans. Zitate aus den letzten Aussprachen mit Dr. Magnus Hirschfeld	131
<i>James Steakley</i> : «Die Idee Adolf Hitlers ist und wird mir stets Evangelium sein.» Auf Spurensuche zu dem «schwulen Nazi» Otto Goetting	148
<i>Jens Dobler</i> : Guido Kreuzers «Die Minderjährigen». Nur ein gewöhnlicher Zensurfall?	168
<i>Gert Hekma</i> : Jacob Israël de Haan. Pederast Poet between Amsterdam and Jerusalem	178

*Detlef Grumbach*: «Ein psychologischer Roman von dokumentarischer Bedeutung». Homosexualität in Heinrich Christian Meiers Roman «Im Frühwind der Freiheit» 199

## Gesellschaft

*Kurt Starke*: Einstellung zu Homosexualität. Empirische (Hetero-)Untersuchungen von 1966 bis 2013 225

*Michael Bochow*: In oder out? Zur sozialen Situation gleichgeschlechtlich sexuell aktiver Männer aus türkisch-, kurdisch- und arabischstämmigen Familien in Deutschland 245

*Susanne Karstedt*: Downsizing Imprisonment. A New Turn in Punitiveness 261

*Fritz Sack*: Zu den nichtkriminologischen Bedingungen der Kriminologie 277

*Daniela Klimke*: Risikosexualitäten und das sichere Spiel der Sadomasochisten 301

*Martin Lücke*: Queeres Erinnern, sexuelle Vielfalt und historisches Lernen. Gedanken zum geschichtsdidaktischen Potenzial von queer-history.de und des «Archiv der anderen Erinnerungen» 322

*Burkhard Jellonek*: Zwischen Euphorie und Roll-back-Ängsten. Ein Stimmungsbericht zur Gefährdung durch Homophobie in Deutschland 335

*Elmar Kraushaar*: Der Fall Edathy oder: Die schwule Abkehr 351

## Anhang

Schriftenverzeichnis Rüdiger Lautmann 369

Über die Autor\_Innen 387

Register 392

*Florian Mildenberger*

## Vorwort

Meine erste Begegnung mit Rüdiger Lautmann fand im Herbst 1995 statt. Als einer der ersten Nutznießer eines Erasmus-Stipendiums war ich von München an die School of Slavonic and East European Studies der University of London geschickt worden – und fand mich wieder in einem von Streiks, Demonstrationen und Deutschfeindlichkeit strotzenden Universitätssystem. Ich war allein auf mich gestellt und Freunde nicht in Sicht. Da entdeckte ich am Aushang des wissenschaftshistorischen Departments eine Annonce: Gesucht wurde ein der deutschen Sprache mächtiger Student oder Assistent, der sich für Körpergeschichte interessierte. Es galt, ein auf Deutsch erschiene- nes «Schlüsselwerk der sexualhistorischen Forschung» für den akademischen Unterricht aufzubereiten. Neugierig stellte ich mich vor und fand mich in einem Raum wieder mit einem Kommilitonen, der mich (und ich ihn) in den vergangenen Wochen von Ferne angeschmachtet hatte. John war der illegitime Spross einer bedeutenden Adelsfamilie, in Eton erzogen und mindestens so sehr Außenseiter wie ich. Gemeinsam lauschten wir den Worten eines älteren Professors, der uns erklärte, wir müssten für künftige Generationen von Studierenden an englischen Universitäten ein Buch teilweise übersetzen bzw. aufschlüsseln. Während der Herr Professor seine Ausführungen in den tabakgelben Rauschebart murmelte, überlegten wir, wer der Autor sein konnte. Sigmund Freud? Längst, wenn auch suboptimal, übersetzt. Michel Foucault vielleicht? In einer deutschen Übersetzung? Sehr unwahrscheinlich. Magnus Hirschfeld? Zu antiquiert. Niklas Luhmann? Zu kompliziert. Ein Psychologe? Ein Soziologe? Ein Historiker? Ein Arzt? Ein Sexualwissenschaftler? Alles in einem, verkündete der Professor und zog ein in einem quietschrosa Farbton gehaltenes Werk aus seiner Tasche: «Homosexualität. Handbuch der Theorie- und Forschungsgeschichte» – 1993 herausgegeben von Rüdiger Lautmann.

Andächtig-vorsichtig nahm ich das Werk in die Hand, blätterte im Inhaltsverzeichnis und blickte ins Vorwort. Das Buch begann mit den für mich damals unfassbar direkten und konkreten Worten «Liebe und Wollust zwischen

Geschlechtsgleichen ....». Kein von mir bislang für das Studium rezipierter Autor hatte je solch drastische Worte oder auch nur dieses Thema gewählt. Auch John stockte der Atem. Das, so bedeuteten wir uns gegenseitig wortlos, würde die mit Abstand interessanteste Beschäftigung der nächsten Wochen sein, die man sich als Undergraduate an einem verstaubten College vorstellen konnte.

Natürlich übernahmen wir die Aufgabe und kamen uns während der Arbeit in jeder Hinsicht näher. Bis zu diesem Zeitpunkt war ich entschlossen gewesen, klassisch Neuere Geschichte oder Zeitgeschichte als Arbeitsgebiete zu wählen. Nun war für mich klar, dass einzig und allein die Geschichte der Sexualitäten interessant genug war. Von Rüdiger Lautmann verführt zur Geschichte von Orgasmus und sexueller Befreiung. Vor Ort in London hatte mich die Beschäftigung mit Lautmanns Werk aus meiner sozialen Isolation befreit – mit John bin ich noch immer befreundet. Persönlich lernte ich Rüdiger Lautmann erst viel später kennen: 2009 lud er mich in seine Wohnung in Berlin-Schöneberg ein. An diesem Tag wurde der Grundstein für das Nachfolgeprojekt des Handbuchs der Theorie- und Forschungsgeschichte von 1993 gelegt: «Was ist Homosexualität? Forschungsgeschichte, gesellschaftliche Entwicklungen und Perspektiven» (Hamburg 2014). Mehrere der an diesen beiden Handbüchern beteiligten Wissenschaftler sind auch im vorliegenden Sammelband vertreten, der Rüdiger Lautmann aus Anlass seines 80. Geburtstags gewidmet ist.

Rüdiger Lautmann hat in den vergangenen Jahrzehnten Herausragendes auf dem Gebiet der soziologisch begründeten Sexualforschung geleistet. Ob zur Geschichte der Homosexualitäten, Beobachtung pädophiler Lebenswelten oder der Ergründung sozialer Wirklichkeiten jenseits des sexuellen Mainstreams – stets war Rüdiger Lautmann unter den Ersten, die sich diesen Themen widmeten. Ohne Vorurteile oder ideologische Scheuklappen. Dabei hatten seine Familie und er selbst ursprünglich ganz andere Karriereziele avisiert. Eigentlich hätte er wie sein Vater Ingenieur werden sollen. Nach dem Abitur 1955 studierte er jedoch erfolgreich Rechtswissenschaft: Richter, Staatsanwalt, Wirtschaftsanwalt, Banker – alles stand ihm offen. Doch die Unzufriedenheit mit dem juristischen Formalismus und die persönliche Erfahrung des Coming-outs im Jahre 1963 motivierten Lautmann, sich den Sozialwissenschaften zuzuwenden. Er studierte nach dem zweiten juristischen Staatsexamen 1964 bis 1968 Soziologie, Philosophie und Sozialpsychologie in München und promovierte bei Karl-Martin Bolte. Anschließend arbeitete er an der Sozialforschungsstelle Dortmund unter Helmut Schelsky und als Assistent Niklas Luhmanns, dem er 1969 nach Bielefeld an die neugegründete Fakultät für Soziologie folgte. Für ein empirisches Projekt übernahm er teilnehmend-beobachtend ein Jahr lang eine Richterstelle in Frankfurt am

---

Main und Hamburg. 1971 wurde Lautmann an die Universität Bremen berufen. Hier wirkte er in den folgenden Jahrzehnten, integrierte die Erforschung der (Homo)sexualitäten in den verstaubten Universitätsalltag, entwarf Studiengänge und konzipierte neue Formen der Wissensvermittlung. Ohne Reibereien und Streit ging das nicht – doch Lautmann ging keiner Debatte je aus dem Weg. Seine Forschungsgebiete erstreckten sich stets weit über das hinaus, was Soziologie damals und Sexualforschung heute bedeuten. Bereits 1971 schilderte er mit der Technik der «teilnehmenden Beobachtung» anschaulich und für Außenstehende verständlich, wie Richter und Staatsanwälte arbeiteten und zu Entscheidungen gelangten. Dadurch verlor der Justizapparat in erheblichem Maße an Hermetik. Zuvor nur Eingeweihten verständliche Handlungsabläufe und Diskurswege waren auf einmal offen zugänglich. In den folgenden Jahren beteiligte er sich an der Formierung einer sozialwissenschaftlichen Kriminologie in der Bundesrepublik, wodurch die noch in biologischen Theorien und genetischen Vermutungen verharrende Disziplin sukzessive modernisiert wurde. Und stets hatte er ein offenes Ohr für den wissenschaftlichen Nachwuchs und neue Ideen. Hier dürfen die 1991 eingerichteten Schwul-lesbischen Studien an der Universität Bremen nicht ungenannt bleiben. Erstmals wurden hier „Homo-Studien“ an einer deutschen Universität von Landesbehörden finanziell gefördert. Das ambitionierte und von Rüdiger Lautmann maßgeblich initiierte Projekt wurde allerdings 1999 wieder eingespart.

Heute erscheint es nur angemessen, wenn sich hier Kollegen aus seiner und jüngeren Generationen versammeln, um gemeinsam ein Buch zu gestalten, das deutlich macht, wie aktuell Rüdiger Lautmanns Forschungen noch heute sind und auch in Zukunft sein werden. Autoren und Themen dieses Sammelbands spiegeln die Vielseitigkeit des Sozialforschers Lautmann: Literaturwissenschaftler, Soziologen, ein Psychoanalytiker, ein Biologe,, ein Arzt, Historiker, Juristen und Journalisten: Sie schreiben über das ambivalente Verhältnis von Soziologie und Sexualität, Pädophilieforschung, Sex und Gewalt, das Glück des Sadomasochismus, die Geschichte der Schwulen in bewegter und grauenvoller Zeit, Verfolgungen durch Akteure, von denen man das nie vermuten würde, und die schwierige Auseinandersetzung mit Homosexualitäten bis heute. Und stets klingt dabei an, wie groß der Anteil Rüdiger Lautmanns ist, dass diese Forschungen überhaupt entstanden, Themen zu Themen wurden und Homosexualität nicht mit Homoehe endet.

Alles Gute zum 80. Geburtstag, lieber Rüdiger. Ohne Deine Bücher, Aufsätze und Debattenbeiträge wäre es sehr langweilig gewesen in den letzten Jahrzehnten. Ich bin sehr glücklich, dass ich dieses Buch herausgeben darf. Meine eigene Rolle ähnelt der von vielen Gelehrten meiner Generation, verglichen mit Deinen Arbeiten und denen Deiner Kollegen, Gegnern und Mitstreitern:

Wir sind – so das schöne, gern zitierte Dictum Bernhards von Chartres – «gleichsam Zwerge, die auf den Schultern von Riesen sitzen», und wenn wir «mehr und Entfernteres» sehen können als diese, dann nur, «weil die Größe der Riesen uns emporhebt».

# Theorie



Thorsten Benkel

## Momente der Erlebnisentzauberung

oder: Der Beziehungsstatus zwischen Soziologie und Sexualität  
ist kompliziert

Wie, warum und mit welchen Problemen untersuchen Soziologen den schier endlosen Horizont menschlicher Sexualität? Dass sie es überhaupt tun, zumindest einige von ihnen, hat sich immerhin allmählich fachintern als «common knowledge» etabliert – und Rüdiger Lautmann ist daran alles andere als unschuldig. Aber wie stellt man es nun genau an? Den schmuck- und kampflösen Pfad der Analogie gehen und den eigenen «Praxisbetrieb» als Evidenzreservoir zu missbrauchen, verbietet sich von selbst. Ethnografisch kann man es nicht machen – oder doch? «Rein theoretisch» gedacht, wird das Thema wiederum schnell unergiebig. (Nicht ohne Grund steht eine umfassende und vor allem überzeugende *Philosophie der Sexualität*, soweit ich sehe, noch aus.) Was bleibt? Recherche bei den Klassikern (wussten die es besser)? Andere empirische Projekte? Interviews? Mediale Sekundäranalyse? Meta-Studien? Wie soll der astreine Erkenntnisgewinn gelingen in einem Feld, bei dem wenig astrein und geordnet abläuft und das neugierigen Forscher\_Innen\*<sup>1</sup> erhebliche Barrieren in den Weg stellt? Selbst wenn die Hürden genommen werden, über welche methodologischen Trittleitern auch immer: Wie entkommt man dann den Gefahren der (auch unbewussten) Übertragungs- und Gegenübertragungsdynamik (nicht nur psycho-, sondern auch *sozioanalytisch* gedacht)?

Nun, irgendwie gelingt es ja; nicht nur Rüdiger Lautmann (ihm aber als einem der ersten), sondern auch einem immer größer werdenden Kreis, der von seinen Arbeiten lernt. Die folgenden Gedanken, Vorüberlegungen für

---

1 Zwischenzeitlich verwendungsfähig gewordene oder schlichtweg fehlende Zusatzkürzel mögen sich geeignete Leser\_Innen\* bitte hinzudenken – am besten im Bewusstsein der relativen Begrenztheit der Zeichenebene gegenüber der relativ unbegrenzten Menge lebendiger Interaktionsformen, Positionierungsanliegen und Selbstverortungen.

eine tiefere Auseinandersetzung mit sozio-sexuellem Wandel sowie, am Rande, mit methodologischen und epistemologischen Fragen, sind aus der Sicht eines solchen Profiteurs entstanden und so konzipiert, dass sie den Finger in manche (vor allem empirische) Wunde der Sexualsoziologie legen. Dies geschieht nicht mit der Absicht, einschlägige Forschung zum Sexuellen als schwierig bis unmöglich einzustufen, sondern im Bewusstsein, dass man Hindernisse unverklärt einschätzen muss, ja sie lieber sogar über- oder unterschätzen muss, wenn man sie denn überwinden will. In dieser Hinsicht ist der Beitrag Rüdiger Lautmann für seine wahrhaft «bergsteigerischen» Arbeiten zur Soziologie der Sexualität gewidmet.

### Auf unmöglicher Mission

Auf unmöglicher Mission ist die Schar Wissenschaftler\_Innen\*, die unter überwiegend sozialwissenschaftlichen Vorzeichen darum bemüht ist, das breite Feld des menschlichen Sexualverhaltens auszumessen. Sie haben, im Gegensatz zu den Kolleg\_Innen\*, die sich mit Sexualität vorwiegend in einer Form beschäftigen, die es ihnen ermöglicht, ihr Forschungsfeld als Munitionslager für ideologieverdächtige, politisch-aktivistische, mithin also: unwissenschaftliche Zwecke zu benutzen, den großen Nachteil, dass Spekulationen und empiriefernere Bedeutungszuweisungen ihnen für gewöhnlich nicht ausreichen, um zu «Wahrheiten» zu gelangen – um gleich zu Beginn einen ganz und gar «alteuropäischen» Begriff zu verwenden.<sup>2</sup> Nein, diese erstaunlicherweise immer größer werdende, von Nachwuchssorgen glücklicherweise nicht sonderlich geplagte, im Übrigen überaus heterogene Gruppe lässt sich im besten Fall engagiert auf die Herausforderung ein, Sexualforschung anhand der Interdependenz von Theorie und Empirie unter die Lupe zu nehmen. Also genau so, wie es lehrbuchmäßig richtig und wünschenswert, dafür aber auch anstrengend und schwierig ist. Ein weiterer Nachteil besteht darin, dass Akteure innerhalb der Soziologie der Sexualität – die einen mehr, die anderen weniger – sich auf eine Aufgabe einlassen, die nicht reibungslos zu lösen ist, zumindest nicht mit sauberer Methodologie und nicht mit dem Willen im Hinterkopf, «rein der Sache selbst» zu dienen, wie Max Weber vor etwa hundert Jahren pathetisch formuliert hat.

Denn wie Sexualität «praxeologisch» in Schlafzimmern und sonstwo um-

---

2 Und dies mitsamt der – allerdings in der Fußnote versteckten – Bemerkung, dass Wahrheit ja einmal als das galt (und das waren nicht die schlechtesten Zeiten in der Diskurskarriere des Begriffs), was wissenschaftliche Anstrengungen nachträglich legitimiert – oder eben nicht; siehe schon Schelsky und siehe auf jeden Fall Luhmann, zwei große Namen, die in Rüdiger Lautmanns akademischer Biografie eine Rolle spielen.

gesetzt wird, entzieht sich zunächst einmal wissenschaftlicher Erkenntnisbegehrde, mag sie auch noch so gut begründet sein. Überdies führen Körper und Bewusstsein bei sexuellen Angelegenheiten ein eigenwilliges Duett auf; allein von der Handlungsbeobachtung her kann auf Motivlagen nicht geschlossen werden. Weiterhin kommt hinzu: «Rein der Sache selbst» dienen auf dem sexuellen Gebiet allemal Voyeure und Yellow Press, denn auch sie wollen wissen, was passiert, wie es passiert, und wie man beides ganz genau herausfindet. Wer Wissen schaffen will, muss anders auftreten. Das populäre, meist auf Anthropologen gemünzte Bild des nüchtern analysierenden und darin steril-weltfremden Beobachters, der von einer Aussichtsplattform das Alltagsleben der Nachbarschaft unter die Lupe nimmt (wahlweise auch freundlicher Unbekannter, die den Fehler begehen, ihn ins Haus zu lassen), ist immer eine Feldforschungskarikatur gewesen. Sie trifft aber einen wunden Punkt: Wie kann man wissen, was unter der fremden Bettdecke geschieht, wenn man in einer Kultur lebt, in der Beischlafaktivitäten partout als Privatangelegenheit gelten? Einer Kultur, die es indes gleichzeitig an buchstäblichen Enthüllungen über genau dieses Privatgeschehen nicht mangeln lässt? Privat und öffentlich sind dabei, wie so vieles und wie so oft, dialektisch ineinander verstrickt (vgl. Benkel 2016). Was man weiß und sieht, ist mitunter nicht das, was man wissen und sehen will, und zwar deshalb, weil man es so deutlich wissen und sehen kann. Soziologie der Sexualität muss zwar immer auch Soziologie des Alltags sein, sie muss das Routinierte sexueller Erlebnisformen als solches reflektieren und sie muss zugleich an der Hinterfragung des Selbstverständlichen ansetzen. Sie muss den Fokus jedoch verschieben auf das, was hinter dem bloßen körperlichen Erleben sexueller Akteure an kulturellen, sozialpsychologischen, weltanschaulichen oder ökonomischen Faktoren mitschwingt. Dazu muss sie unterscheiden können, was beim Sex die Vorder- und was die Hinterbühne ausmacht (vgl. Lautmann 2009). Soziologie der Sexualität muss sich also zunächst dem Umstand stellen, dass die entscheidenden Elemente lustgenerierender Körperkoordination (um nicht dauernd offensiv von Sex zu sprechen) «unterhalb der Oberfläche» zu finden sind.

Dass «man» Sex hat, Sex mag, ja sogar, dass man Sex anstrebt und ohne Sex weniger zufrieden ist, wird heute kaum mehr bestritten, zumindest in westlich geprägten Lebensräumen. Im Gegenteil, was ist schon besser geeignet, den Verdacht der Prüderie abzuwehren, als Bekenntnisse zu authentischen, eigenen Begierden? Klar, es gibt unterschiedliche Mentalitäten, oder, wenn man so will: milieuspezifische Umgangsformen. Da nun aber Pluralismus ohnehin zu den wichtigsten Inhaltsstoffen gegenwartsmoderner Sexualeinstellungen gehört, scheinen die scharfen Abtrennungen zunehmend zu bröckeln. Die grassierende Vielfaltsbejahung gibt es sogar in zwei Versionen: Zum einen als subjektive Position, d. h. im Hinblick auf die (natürlich immer nur

relative, nie absolute) Entgrenzung der Bandbreite *eigener* sexueller und erotischer Interessen (durchaus nicht dasselbe) und zum anderen als ethischer Imperativ gegenüber der sozialen Umwelt, also im Sinne einer erwünschten Einstellung bei *anderen* Mitgliedern der Gesellschaft. Zumindest letzteres kann man sexualpädagogisch tradieren (oder es wenigstens versuchen), um damit ersteres anzustacheln. Auch wenn bei weitem nicht alles geklappt hat, die Weitervermittlung potenzieller sexueller Offenheit ist seit '68 überaus erfolgreich verlaufen.<sup>3</sup> Ohne diese historische Marke kann sozialwissenschaftlich nicht über den Sex der Gegenwart gesprochen werden.

Mainstream-Effekte sind zu erkennen. Wer, zumindest im Studierendentaler, auf Partys nicht das Gesprächsthema Sex so leger behandelt, als ginge es um die Lieblingsspeise oder die Urlaubsplanung, und auch zugespitzte Unterhaltungen nicht wenigstens mit wissendem Lächeln begleitet, steht quer (aber nicht zwingend quer) zum Zeitgeist. Indes ist kommunikatives Handeln alles andere als eine Widerspiegelung persönlicher Devisen und Haltungen. Da ein habermasianischer «zwangloser Zwang des besseren Arguments» beim Alltagssprechen über Sexualität schwer einzutreiben ist, könnte man/frau/X die persönlichen Präferenzen eigentlich auch für sich behalten. Folgen hätte das, abgesehen vielleicht vom Ausgang des Party-Abends, wohl nicht.<sup>4</sup> Man mag als rückständig oder verklemmt gelten, aber was zählt das angesichts des Umstandes, dass Selbstdarstellungsstrategien in der Ära Facebook ohnehin als zielstrebig betriebenes *impression management* durchschaut sind? Beim nächsten Mal tritt man anders auf und ist nicht weniger «authentisch».

Spätestens im privaten Rückzugsraum spielt es sowieso keine Rolle mehr, wie man sich im Gesprächszusammenhang gegeben hat, denn hier wird die face-to-face- zur body-to-body-Interaktion und das zuvor Ge- und Versprochene verliert massiv an Gewicht. Offenbarungseide werden beim Sex nicht mit Worten geleistet, sondern mit dem Körper abgegeben, häufig genug erst

3 Bei sozialen Wandlungsprozessen sind häufig die Bruchstellen das Interessanteste, auch und gerade die immanenten. Zu den Erfolgsgeschichten rund um die «sexuelle Revolution» gehörte zu Anfang mit dazu, dass die heteronormativen Fesseln zugunsten mann-männlichen Näherkommens fielen. Um 1970 waren plötzlich «alle n' bißchen schwul», heißt es aus Zeugensicht (Gammerl 2015: 231). So viel Flexibilität wird heutzutage offenkundig nicht mehr eingefordert, auch nicht – soweit zu erkennen – in polyamourösen Kreisen. Hier stößt der Pluralismus offenbar an Grenzen.

4 Devereux (1967: 134) vertrat die Ansicht (die bei Foucault wieder auftaucht), dass eine Unterhaltung über Sexualität selbst bereits sexuelle Kommunikation auf symbolischer Ebene sei. Heute kann auch das Gegenteil richtig sein, die Rede über Sexualität kann als betont *körperferne* Beschäftigung angelegt sein. Könnte man sagen, dass die hedonistisch-lebenslustige Haltung, die zu solchen Reden überhaupt erst führte, in *diesem* Fall das Symbolische des Gesprächs ausmacht? – Foucault (1998: 81) hat all dies auf die Überlegung zugespitzt, dass das «schwierige Wissen vom Sex» nicht von der Weitergabe von Geheimnissen abhängt, sondern vom Anstieg der Vertraulichkeit.

dann, wenn das konsensmoralische Gegenüber sich als halbwegs vertrauensvolle Person entpuppt hat. Fiktionale Spielfilmwelten inszenieren sexuelle Begegnungen mit Unbekannten zwar oft als besonders reizvolles, geradezu subversives, immer auch ein bisschen gefährliches Spiel. In der sozialen Wirklichkeit dürften es aber gerade diese Begegnungen sein, bei denen viele sich auf ›sichere‹, pauschal anschlussfähige Maßnahmen beschränken. Die Gefahr ist schließlich groß, dass aufgrund fehlender Verbindlichkeit allzu intime Wünsche abgeschlagen werden. Und weil bei der klassischen erotischen Spontanbegegnung für gewöhnlich relativ wenig soziales Kapital akkumuliert wird, wäre ein mögliches ›Misslingen‹ auch gleich ein totales; weshalb sollte man sich schließlich damit beschäftigen, die Sache zu einem beiderseits versöhnlichen Ende zu bringen?

Was die Lippen aussprechen, weiß man spätestens dank und seit Nietzsche, muss der inneren Haltung nicht entsprechen. Da Lippen mehr als nur reden können, ist Sex in verbalisierter Form womöglich nicht einmal (mehr) eine ›Theorievariante‹, vielleicht nicht einmal mehr ein Simulacrum des wirklich Begehrten. Kein Wunder, dass Beischlaf am häufigsten in auf Langfristigkeit angelegten Intimbeziehungen erfolgt (vgl. Schmidt et al. 2004). Je besser und länger sie sich kennen, je stärker der wechselseitige Vertrauensvorschuss Bestätigung findet, je weiter also Akteure das ›Territorium des Selbst‹ (Goffman) füreinander öffnen, desto sicherer können sie sein, dass individuelle sexuelle Vorlieben von der anderen Person akzeptiert werden. Dies aber nicht allein, weil mit dem Anstieg der Beziehungsintensität zwischen Partnern eine Art sexuelle Mimesis entsteht und sich die Begierden vor lauter Zuneigung angleichen, sondern auch aus weiteren Gründen, die die Soziologie der Sexualität zu untersuchen hat. So ist beispielsweise das, was jeweils als ›übliche‹, stillschweigend allseits anerkannte Geschlechtspraktik gelten darf, immerzu von sozialer Zuschreibung abhängig. Was zwei, oder drei oder vier miteinander treiben und legitimerweise als ›Sexualität‹ verstehen dürfen, ist nicht das, was diese zwei, drei oder vier füreinander als Sexualität aus der Situation heraus bestimmen, sondern das Ergebnis von Übereinkünften, die *prima facie* die individuelle Autonomie in den Vordergrund stellen. Tatsächlich ist dabei schon vorab vorausgesetzt, dass alle Beteiligten die Annahmen, dieses oder jenes sei sexuell möglich und begehrenswert, zumindest im Ansatz teilen.

Die Vorgaben für den erotischen Möglichkeitsfall werden subjektiv serviert, sie sind aber gesellschaftlich zubereitet. Viel mehr, als das zu aktualisieren, was also bereits als ›sexuelles Wissen‹ kursiert, lässt sich für einzelne Akteure schwerlich bewerkstelligen. Selbst wenn doch einmal etwas spontan ganz anders als gewohnt abläuft, stellt sich sexuelle Exotik auf den zweiten, für Alltagsmenschen häufig erbarmungslos desillusionierenden (und dese-

xualisierenden) Blick von Soziologen meistens als Manöver heraus, bei dem etablierte normative Muster gegen solche eingetauscht werden, die – noch! – durch Innovationsgeist und Kreativität bestechen.

## Normative Lust

In welche Gefäße Lust gegossen wird, hängt laut der Skript-Theorie (Simon/Gagnon 2005) von den Transformationen auf kulturhistorischer, interpersoneller und psychologischer Ebene ab, denen sich moderne Gesellschaften permanent – manche meinen: noch dazu immer schneller – ausgesetzt sehen. Nicht nur ist Anatomie schon lange kein Schicksal mehr, auch die Strahlkraft sozialer Normen nimmt demnach allmählich ab. Die kulturelle Dimension, heißt es konkret, werde mittlerweile schwächer, während die individualistische Facette zulege (vgl. schon Simon 1990). Bevor «es» geschieht, wird also immer nachdrücklicher subjektiv ausgelotet, dass die Bedingungen der Möglichkeit individuell gesteuerten Sich-Einbringens gegeben sind. Sexualpartner signalisieren sich im Einzelfall mal früher, mal später, dass sie die Bedingung für erfüllt halten, aufeinander nicht mehr nur gesprächsweise, sondern mit Haut und Haaren zuzugehen.<sup>5</sup> Dieses auch psychologische Voreinander-Ausziehen hat etwas Normatives an sich – denn dass die Masken fallen gelassen werden, wenn man miteinander ins Bett steigt, zählt (nach einer gewissen Zeitspanne) aus guten Gründen zu den unbedingten Erwartungen an Beziehungspartner (aber eben nicht an X oder Y, denen man spontan begegnet). Mit der Aufforderung, nicht nur Sex zu haben, sondern authentisch «sexuell zu sein», kommen die Inszenierungselemente erst recht ins Spiel. Sexualität performativ verwirklichen bedeutet heute, da Fortpflanzung nur mehr eine seltene Beischlafbegleiterscheinung ist, nämlich nichts anderes, als sich körperlich, intellektuell und habituell an Konzepte anzuschließen, auf die man selber vielleicht niemals gekommen wäre, wären sie nicht schon im Repertoire der intimen Spielarten aufgeführt.

Nimmt man die vielleicht soziologischste aller soziologischen Theorien, das Theoriegebäude von Pierre Bourdieu,<sup>6</sup> ernst, verblasst die idyllische Vor-

5 Was waren das für Zeiten, als in bestimmten Gesellschaftsbereichen selbst das Sprechen junger Leute miteinander streng reglementiert war – für die Betroffenen ein bitter wirksames Korsett, für (historisch orientierte) Soziologen ein gefundenes Fressen.

6 Es ist zu bedauern, dass Bourdieu sich zur Sexualität nur sporadisch bzw. überwiegend mit Fokus auf männliche Herrschaft und weibliche Repressionsakzeptanz geäußert hat. Seine Beschäftigung mit der «männlichen Herrschaft» ist pointiert, weil solch ein Buch sich nur pointiert schreiben lässt, aber es ist dort unscharf, wo es Widerstands- und Befreiungspotenziale außer Sicht lässt (oder wo sie im Entstehungsjahr – 1998 – noch nicht sichtbar waren).

stellung, dass Sex etwas ist, womit Verliebte sich überraschen können und was sie ‹aus sich heraus› in tiefer Inbrunst füreinander entfalten. Als Sex darf vielmehr lediglich das gelten, was sich dem Körper über Erziehungs- und Prägungserfahrungen als möglicher erotischer Resonanzeffekt einschreibt, mitunter auch schon bevor sich die Statuspassage ‹erstes Mal› abspielt. Die eigene Position im gesellschaftlichen Raster, die für Bourdieu immer auch eine klassenspezifische ist, forciert spezifische Verhaltens-, Sicht-, ja sogar Sprechweisen bezüglich der Sexualität, die sukzessive als ‹natürlich›, jedenfalls aber als ‹zu einem selbst/Selbst gehörend› wahrgenommen werden.<sup>7</sup> Da die soziale Umwelt, insbesondere im gleichen Lebensmilieu, ähnlichen Einflüssen unterliegt, wirken die objektivierten Haltungen stimmig. So lässt sich auch erklären, weshalb der sexuelle Habitus bei der überwiegenden Zahl der Männer offenkundig so anders aussieht als bei den meisten Frauen – die Geschlechterrollen sind dem Habitus ebenfalls eingeschrieben, wenn auch mittlerweile auf eine wesentlich durchlässigere Weise, als noch vor einigen Jahrzehnten.

Über die reziprok-sozialisierenden Mechanismen etwa in einer Partnerschaft können ursprüngliche, also: gesellschaftlich vermittelte und subjektiv verinnerlichte Erwartungshaltungen mehr oder weniger neu justiert werden. Man kann schließlich dazu lernen, Neues erfahren, Ungewohntes ausprobieren. (Es sei dahin gestellt, ob dies aus aufrichtig keimender Lust entsteht oder aus dem Engagement, dem geliebten Anderen eine Freude zu machen.) Und man kann früher Praktiziertes ablegen. Doch es bleibt dabei: Was als sexuell gelten kann, ist a priori schon als legitime Sexualität definiert. Zu sagen, man mag das eine mehr als das andere, bedeutet, sich in Beziehung zu setzen zum sexuellen Wissensvorrat. Am besten wäre wohl, von *flexiblen Schablonen* auszugehen. Sie sind biegsam, sie geben nach, sie lassen Reibungen zu, aber sie

<sup>7</sup> Insofern ist in westlichen Industrienationen die Verwandlung der Homosexualität von einem – durch Handeln ‹bestätigten› – Stigma hin zu einer – durch Selbstverortung angeeigneten, von ‹Beweisen› letztlich unabhängigen – Einstellung interessant (vgl. Benkel 2014a). Von einem ‹extra-habituellen Absoluten› lässt sich in der Konsequenz nicht mehr sprechen. Schwieriger liegt der Fall bei Menschen, bei denen die gesellschaftliche durch eine abweichende psychosoziale Prägung unterminiert wird – also durch das, was lange Zeit als Bedingung der Möglichkeit von *Perversion* gedeutet wurde. Da Bourdieus Theorie keineswegs determinierend angelegt ist, lässt sie die Inkorporation individueller Verschiebungen zu. Wie abweichend ‹abweichend› tatsächlich ist, steht heute allerdings nicht mehr so genau fest. Das Spektrum reicht von verrufenen, heimlichen, irritierenden Praktiken, die aber noch als autonomes Tun legitimierbar sind, bis hin zu solchen, die als generell inakzeptabel, nicht anschlussfähig und kriminell gelten. An dem zuletzt genannten Ende der Skala stehen Menschen mit pädophiler Neigung, die kaum je offen von einer ‹zu sich gehörenden› Sexualeinstellung sprechen können. Sie leben in einer sozialen Welt, die ihnen ihre Neigung weitgehend nicht als passives *Erleben*, sondern als aktives *Handeln* aufstempelt und ihnen somit zwischen den Zeilen einen ‹Wunsch zur Tat› zuschreibt.

sind nicht ohne weiteres austauschbar gegen andere Entwürfe. Denn dieses «Andere», wie könnte es schon aussehen?»<sup>8</sup>

Es ist für die Alltagsroutine praktisch, dass im Erleben der Menschen die normativen Wurzeln dieses Erlebens, und zumal ihr aktives Mitwirken am scheinbar bloß passiv Erlebten nur selten bewusst zu Tage tritt. Das geschieht wohl am ehesten dann, wenn eine Irritation sich bemerkbar macht. Davon abgesehen, können neue Erfahrungen (oder Kritik an der persönlichen Routine) als Interaktionseffekte verstanden werden, durch die sich die persönliche Haltung ändert, oder eben nicht, ganz nach dem Willen des Subjekts. Der «Montage-Charakter» (vgl. Baudrillard 1983: 34 f.), der Subjektivität und Objektivität verbindet, bleibt unspür- und unsichtbar. Um die gesellschaftliche Eingrenzung der als lustvoll erlebten Handlungsweisen (und selbstverständlich auch derer, die abgelehnt, aber als Lust ominöser «Anderer» verstanden werden) braucht man sich vor, nach und während des Beischlafs keine Gedanken zu machen. Dafür ist schließlich die Soziologie der Sexualität da.

Bereits vor Jahrzehnten hat Marcel Mauss notiert: «Nicht ist technischer als sexuelle Stellungen.» (1975: 217) Obwohl auf den Körper und vor allem auf Körperwissen bezogen, steckt in Mauss' Bemerkung zugleich ein subtiler Hinweis auf die Normativität der Lustempfindung. Mauss subsumiert Sexualität unter die Körpertechniken, weil es nicht um ein naturgegebenes «Ausagieren» von Instinkten geht, sondern um ein kulturell verfeinertes, von Machtansprüchen umspieltes, dem sozialen Wandel permanent unterliegendes Interaktionsphänomen mit starker gesellschaftlicher Prägung (vgl. Benkel 2014b). Somit weisen lustvolle Körperkoordinationen (dazu zählen auch masturbatorische Handlungen) eine Art Betriebslogik auf, die von außen als Ansammlung vielfältiger, aber nicht unendlich variabler Bewegungsabläufe rekonstruierbar ist. Wie bei Techniken im mechanisch-maschinellen Bereich, verändern sich auch Körpertechniken allmählich; das kann als evolutionärer, aber selten als revolutionärer Fortschritt verstanden werden.<sup>9</sup>

8 Ein Vorschlag aus den Kindheitsjahren der Soziologie: Max Weber (1980: 362 f.) erklärt die sakrale Legitimation der Ehe und das Entstehen der abendländischen Sexualfeindschaft mit der zeitweiligen Dominanz alternativer Sinnangebote. Zu diesen Offerten gehört das Charisma der Keuschheit. Über lange Zeit hinweg haben Propagandisten des Christentums einer asketischen Haltung gegenüber der Sexualität geradezu ekstatische Erlebnisqualitäten zugesprochen; körperliche Zurückhaltung sollte einhergehen mit der verheißungsvollen Aussicht, auf Augenhöhe zu religiösen Virtuosen zu gelangen. Ferner wurde der Mystizismus dieser Weltflucht beworben, die endlich eine Befreiung von den irrational-störenden Affekten des Begehrens versprach. Einige zeitgenössische Sekten halten mit diesen Versprechungen mit, ihr Ekstase-Potenzial scheint aber dennoch ein Geheimtipp zu sein.

9 Damit soll nichts über den «zivilisatorischen Status» der Sexualität gesagt werden. Ein Vergleich von Sexualkulturen müsste ohnehin nicht auf das Fortschrittsniveaus,